

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 63 (1992)
Heft: 12

Artikel: Märklins Heilige Nacht : "Das Wesen der Krankheit ist so dunkel als das Wesen des Lebens" (Novalis)
Autor: Schertenleib, Hansjörg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Märklins Heilige Nacht

Hansjörg Schertenleib

«Das Wesen der Krankheit ist so dunkel als das Wesen des Lebens» (Novalis)

Erst als es einnachtete, begriff Hanskurt, dass der vierundzwanzigste Tag des Dezembers zu Ende gehen würde wie jeder andere Tag des Jahres auch.

Als Kind hatte er es verstanden, jeden Festtag zu verlängern oder zu verkürzen, ganz wie es ihm passte. Der falsche Onkel am Osteressen war Grund genug, dass Hanskurt den Tag um 13 Uhr als beendet erklärte. Damit war der Ostermontag gelaufen, und er knipste die restlichen Stunden aus, wie man eine Nachttischlampe ausknipst. Aus und vorbei. Er sass zwar weiterhin neben dem verhassten Onkel, aber er hielt die Augen geschlossen und verweigerte jeden Bissen und jeden Schluck, bis ihn der Vater in seinen Ledersessel am Fensterbettete. Geburtstage und Weihnachtsabende dagegen pflegte Hanskurt bis ins Unendliche zu verlängern: Stundenlang konnte er dann an einem Geschenk herumnesteln, bis es endlich geöffnet, ausgepackt und gebührend bestaunt war.

Diese Macht hatte er offenbar verloren. Die Tage kamen, die Tage gingen, einer wie der andere, und jede Stunde dauerte just so lange, wie die vorangegangene oder die folgende. Es nachtete rasch und gründlich und schon sah man erste Lichter am jenseitigen Seeufer. Die Kuppe des Hügels wuchs weich in den tintigen Himmel, an dem kein Stern zu finden war. Hanskurt sass noch genau so am Fenster, wie ihn der Vater nach dem Mittagessen in den Ledersessel gebettet hatte.

Über den Sims ging der Blick hinaus in bleifarbane Winterdämmerung, über flaches Feld, den See und bis hin zum bewaldeten Hügelzug. Das Land vor dem Fenster war ihm zu gross, zu grau und zu kalt.

Möwen, sie höhnten laut über dem Dach, fielen bald über das eingeschneite Feld, bald in den Garten. Dort lag ein leeres Fass, umgestürzt und mit einer Mütze aus Schnee, das sich nach und nach in ein Ungeheuer mit aufgesperrtem Maul verwandelte. Ein Monster, das im Garten hockte und ihn erwartete, ausgerechnet am 24. Dezember erwartete ...

Nur etwa jede halbe Stunde bewegte Hanskurt seinen massigen Körper, dann knarrte das zerschlissene Sesselleder. Im Ofen krachte Holz, einzelne Scheiter sangen, wenn die Mutter das Loch aufhebelte und nachlegte. Einmal trat der Vater in die gutgeheizte Kammer, doch da Hanskurt sofort die Augen schloss, musste er annehmen, sein Sohn schlafte – schlafte, wie meist am Nachmittag, um dann nach Mitternacht ohne Ruhe durchs Haus zu wandern, von Raum zu Raum, die heisse Tasse Milch in der einen und den Honigtopf in der andern Hand.

Auf dem nahen Seeweg wimmelte es von Fußspuren; Tritt um Tritt, und alle liefen sie durcheinander. Ihren Garten querten gerade zwei Spuren; Nah beieinander verliefen diese Tritte dem eingeschneiten Hag entlang, weg vom Haus, dorfwärts zum See hin. Bevor die Eltern gegangen waren, hatten sie noch einmal die Kammer betreten, leise flüsternd, da sie glaubten, er schlafte. Er hatte die Haustüre gehört und dann die Mutter am Arm des Vaters durch den Garten gehen sehen, ohne dass sie sich einmal umgedreht hätte.

Seither war es so still im Haus, dass man gar das Ticken der Wanduhr hören konnte und hie und da ein Auto auf der Landstrasse.

Keine zwei Stunden dauerte es mehr, dann würden die Eltern auf dem Seeweg näher kommen. Wobei dann die Mutter den Vater führen musste, weil er wie jedes Jahr Glas um Glas vom spendierten Roten geleert hatte. Die Mutter würde winken, genau wie jedes Jahr halt; vielleicht nach der halben Strecke durch den Garten würde sie die Hand heben, besorgt, weil ihr kranker Sohn noch immer schweigend und ohne Licht im Zimmer sass und döste und wartete.

Hanskurt musste grinsen, als er an seine winkende Mutter dachte: Geflatter wie von Flügeln überm See. Hühner im Hof, wenn der Metzger mit dem scharfen Beile kommt.

Unter Hanskunts grossem kahlen Schädel waren Gedanken, die niemand geglaubt hätte, auch die Mutter nicht. Also schwieg er, ausdauernd und ohne auf Fragen zu reagieren. Als habe er seine Gedanken auszubrüten, bis sie gross genug sind.

Gross genug?

Den ersten Schultag würde Hanskurt wohl zeitlebens nicht vergessen können. Er hatte verschüchtert in der hintersten Bank gesessen und vor allem den einen Satz, den der Lehrer an ihn gerichtet hatte, nach Hause getragen: «Wart Bürschtli, bis d' gross bisch! Da bi öis schwig die Chliine und Churze!»

Lange hatte Hanskurt die Schule nicht besucht. Schon auf dem Pausenhof war ihm aufgefallen, dass er kleiner war als das kleinste Mädchen der Klasse. Und während die Schulkameraden den einen oder andern Buchstaben erkannten, ja gar nachmalen konnten, oder laut und voller Stolz vorzählten, waren ihm all die sonderbaren Zeichen und Zahlen vollständig fremd.

Dachte Hanskurt an sein knappes Schuljahr, erinnerte er sich neben den träfen Sprüchen des Lehrers einzlig an den Geruch, der im Zimmer und in den endlosen Gängen hing und den er lange nicht aus der Nase bringen sollte: Nach Jungenschweiss hatte es gerochen, nach Putzmitteln, Kreide, Angst und nach Papier. Auf dem Pausenplatz hatte er es kaum ausgehalten mit all dem Geschrei und den scharf getretenen Lederbällen, die an die Hauswände klatschten.

Nach dem einen Jahr hatte man ihn in ein Heim versorgt.

Wäbschübler!, riefen ihm die andern nach, als ihn die Mutter zur Bahn brachte, mehr als 15 Jahre war das jetzt her und noch immer hörte er Schipper! und Irrehüsler! in seinem Kopf dröhnen, noch immer hörte er die Kieselsteine über die SBB-Scheibe prasseln, hinter der er sass und auf die Abfahrt des Zuges wartete.

Damals begann er die Welt aus den Augen zu verlieren.

An die Zeit im Heim gestattete er sich keine Erinnerung. Dankbar war er bloss dem einen Erzieher gewesen, der ihn eines Tages in

das Dachzimmer geführt hatte, in dem die Eisenbahn anlage aufgebaut war.

Seither war Hanskurs Welt wieder im Lot. Er hatte ein Sonnensystem gefunden, in dem er Planet sein durfte. Dieses System hieß Märklin und da ihn von diesem Tag an niemand mehr ohne eine Märklinschiene in der Hemdtasche sehen würde, wurde er bald nur noch Märklin genannt. Märklin, sagte er, wenn er sich vorstellte und verriet damit seine Leidenschaft und den Grund seines stillen Glücks.

Jahr für Jahr fuhr er über die Weihnachtszeit zurück zu seinen Eltern. Manchmal holten sie ihn ab, dann sassen sie im Buffet des Bahnhofes in St. Gallen, und der Vater bestellte heiße Schokolade für seinen Sohn, der dick und dicker wurde. Da sassen sie also, schwiegen und warteten auf den Zug, der sie an den Obersee brachte.

Märklin war 13 Jahre alt, als er während eines Weinachtsspaziergangs in eben diesen Obersee fiel – und damit vollends aus der Welt. Sie standen auf einem Steg, der Vater streute Brotstücke unter schnatternde Enten, als Märklin über die Holzplanken hinausschritt. Als wäre der Steg nicht zu Ende, als führte er weiter in den See hinaus.

Märklin ging in die Tiefe wie ein Stein.

Als er wieder hochkam, sah er das entsetzte Gesicht der Mutter. Was er hörte, war das Wutgeheul des Vaters.

Also tauchte er erneut ab, als wolle er für immer vom Erdenboden verschwinden. Er geriet unter die dünne Eisdecke und sah seine Eltern auf dem Bootssteg stehen, sah ihre Münder auf- und zuklappen, ohne dass er einen Ton hörte. Als er später in einem warmen Krankenhausbett zu sich gekommen war, hatte er sich vorge-

nommen, von Stund an zu schweigen, vollends zu schweigen. Das einzige Wort, das er sich fortan erlaubte, war zugleich sein Name: Märklin sagte er, so leise wie eindringlich, und das musste genügen. Die anderen redeten ja genug; wo er hinkam wurde geredet, endlos laut und ohne viel Sinn, wie er bald feststellte. Er schwieg.

Vor seinem Fenster war es mittlerweile finster. Auch schneite es jetzt, ganz leicht nur, aber dies war dennoch ein Anblick, der Märklin an Weihnachten erinnerte.

Klangen nicht vom Dorf her die Kirchenglocken durch die Nacht? Doch es nicht nach dem Wachs brennender Kerzen?

Auf der Verladerampe aus Sperrholz stand ein Arbeiter, in einem Schritt erstarrt, während ein Zug in das aufgefächerte Gleisareal vor dem Bahnhof einfuhr. Der See, aus einer Glasplatte geschnitten und ins Brett der Anlage verfügt, war genauso mit weißem Flitter betreut wie die ganze Landschaft: In den engen Strassen lag der künstliche Schnee, auf Hügelsäumen, auf Dächern von Häusern, Bahnhöfen und Lagerhallen. Ja selbst die wenigen Felspartien hatte Märklin bestreut. Schliesslich war auch in der wirklichen Welt vor den Fenstern des Elternhauses Winter, und so hatte er bereits im November seine Modelleisenbahn eingeschneit. Gründlich und gewissenhaft.

Mit 18 hatten ihn die Eltern aus dem Heim nach Hause geholt. Seither begleitete er den Vater, wenn dieser mit seinem Lastwagen losfuhr, weil es irgendwo einen Schober oder Estrich zu räumen galt. Auf diesen Fahrten war Märklin stets zufrieden. Er sass hoch über der Strasse, den lauten Motorblock zwischen sich und dem Vater und kam sich vor wie der Führer einer Lok. Einer Lok, die auf grosse Fahrt ging. Quer durch die Schweiz, ab durch die Mitte.

Märklin war sich selbst genug und taugte nicht zur Arbeit. Meist sass er in seinem Dachzimmer und bastelte an seiner Eisenbahn anlage. Märklin war ein bescheidener Mensch. Wenn er sich etwas wünschte, dann Bestandteile, um seine Modellbahn vergrössern zu können. Bereits nach einem halben Jahr war seine Anlage grösser und prächtiger, als es diejenige im Heim gewesen war. Das Brett füllte die ganze Dachkammer, und die höchsten Styroporberge stiegen bis nah unter die Holzbalken der Decke. Das einzige Fenster hatte Märklin verhängt, er brauchte kein Tageslicht und auch auf die Aussicht verzichtete er gerne. Er hatte sich die Welt in sein Zimmer geholt. Seine Welt, über die er Macht hatte und in welcher keine Worte verlangt wurden. Er war nicht nur Herr über die Tageszeiten, er hatte genauso Gewalt über die vier Zeiten des Jahres. Und so konnte er bereits am frühen Morgen Dämmerung über seine Welt hereinbrechen und selbst im Hochsommer Schnee fallen lassen, bis weit in seine Täler hinab. Dieses Jahr hatte er seinen Wunschzettel bereits anfangs Dezember auf der Werkbank des Vaters im Anbau deponiert. Das Schreiben der Buchstaben war eine mühevolle Arbeit, welche Stunden dauerte und schliesslich wollte jedes Wort kunstvoll verzerrt sein. Seine Wünsche füllten kaum den halben Zettel:

Silowagen
Vier Laubbäume
Bahnwärterhaus. Rot
Signalbuch
Das Meer

Märklin stand am summenden Transformer und liess drei Züge gleichzeitig fahren. In seiner Dachkammer war es kalt und er hatte das Licht ausgemacht. Immerhin war jedes seiner Modellhäuser beleuchtet und das war das Bild, das er am allermeisten liebte: Die glimmenden Lämpchen stimmten versöhnlich und gaben ein Gefühl der Geborgenheit. Hier war er zu Hause.

digabüro

Es darf schon etwas Besonderes sein...
Corporate.



Engrosmöbelzentren
Grossauswahl auf 30'000m² Ausstellungsfläche!
8854 Galgenen 4614 Hägendorf 9532 Rickenbach/Wil 6032 Emmen/LU 1701 Fribourg-N
055/66 11 11 062/46 26 41 073/23 64 77 041/55 10 60 037/26 80 80

Bitte schicken Sie mir gratis den 80seitigen Büromöbelkatalog

Name / Vorname: _____
Strasse: _____
PLZ Ort: _____
einsenden an: diga Diethelm AG, Abteilung Werbung, 8854 Galgenen / SZ

59/C2

In dieser Modellwelt der Züge, die auskam ohne Menschen, ohne Worte, ohne Lügen. Und wäre Märklin im Laufe der Jahre nicht so dick und schwer geworden, er hätte sich in seine Anlage gelegt. Mitten in die eingeschneiten Felder, quer über das ganze Brett, den Kopf im See und die Füsse abgestützt an den Sagexalpen.

Weichen klickten, Barrieren gingen nieder, gingen hoch, lange Güterzüge verschwanden in gewundenen Tunnels und tauchten wieder auf.

Und vor dem Haus stand ein Weihnachtsengel und wartete, bis Märklin in die kalte Nacht ging, ohne seine Eltern zu erwarten, die jeden Moment zurückkommen mussten.

Warum Märklin am Abend des 24. Dezember aus dem Elternhaus in die kalte Nacht ging, hätte er nicht erklären können.

Was ihm fehlte?

Der Wahnsinn war ein stiller Gast in seinem grossen kahlen Kopf. Märklin war so langsam und rätselhaft wie die Sonnenstrahlen, die über den Boden seiner Dachkammer wanderten. Er war ein Geheimnis – auch sich selbst.

Er liess seine Züge anhalten, weil ihm war, er höre sachtes Glockenbimmeln vor dem Haus. Er liess seine Modellwelt stehen wie sie war, das hatte er noch nie zuvor getan, nicht einmal den Hauptschalter drehte er ab.

Und so leuchteten friedlich die Lämpchen hinter den Fenstern seiner Häuschen, als die verstörten Eltern das leere Haus vorfanden und durchsuchten.

Märklin trat in den Garten und er brauchte weder Mantel noch Mütze. Ihm war warm genug. Die Glocke wies ihm den Weg. Jetzt würde er endlich erfahren, was ihn anders machte als die andern. Trug nicht ein Engel eine Laterne vor ihm her, gelb und warm war das Licht, und wies ihm den Weg? Seeabwärts ging er, weg vom Dorf.

Mit einemmal war der Himmel voller Sterne. Taubengrosse Hagelschlossen waren vom Himmel gefallen, als seine Mutter ihn geboren hatte. Das erzählte ihm der Vater wieder und wieder, als erklärte er damit die Krankheit seines einzigen Sohnes.

Märklin ging mit rudernden Armen durch das nun dichte Schneegestöber.

Die Erde drehte sich in ihrer Bahn wie eh und je. Märklin folgte dem Bimmeln der Glocke und dem Leuchten der Laterne. Er ging durch steifgefrorenes Schilf und die Rispen, zu Glas geworden im strengen Frost, brachen knirschend unter seinen Schritten. Über zugeschneite Ufersteine ging er, vorbei an aufgebockten Ruderbooten und endlich hinaus – hinaus auf den See.

Das Wasser machte Märklin keine Angst mehr, nie mehr. Er war überzeugt, dass es ihn auch getragen hätte, wenn es nicht gefroren gewesen wäre. Leise jammerte das dünne Eis. Krachend liefen Risse über die Fläche, die von leichtem Schneepuder bestäubt war. Risse, die sich auftaten, als gehe die Welt aus den Fugen. Und unter dem Eis lag das Wasser: Schwarz und kalt und tief wie das Weltall. Es war in der Nacht zum 25. Dezember, da die Erde stillstand, um zuzusehen, wie ein unersetzer schwerer Mann mit kahlem Kopf sein Wunder vollbrachte: Er ging übers Wasser ohne ein Wort. Zügig schritt er aus und man sah, er hatte nicht bloss eine Richtung, er hatte ein Ziel. Und so ging er hin und verschwand in der Nacht.

Johann Amos Comenius – ein christlicher Humanist und ein grosser Europäer

Rück- und Ausblick

Von Prof. Dr. Traugott Weisskopf

6. Teil

Auch mit diesen zutreffenden Kennzeichnungen ist das Wesen von Comenius nur annähernd beschrieben. Von seiner Herkunft und Ausbildung her trifft die Charakterisierung «christlicher Humanist» bestimmt zu. Dass er in vielen Ländern Europas wirkte, ja über die Grenzen des Kontinents hinaus, ist unbestritten. Was macht ihn aber zu diesem Aussergewöhnlichen, dass wir uns heute noch mit ihm befassen?

Wer sich längere Zeit mit Leben und Werk von Comenius auseinandersetzt, muss mit Bewunderung und Hochachtung feststellen, dass hier ein gläubiger Mensch unter Aufbietung seiner ganzen geistigen und physischen Kraft Gewaltiges geleistet hat. Bedenkt man, dass viele seiner Werke durch Brandschatzung zerstört worden sind, scheint es beinahe unbegreiflich, dass dennoch gegen zweihundert Schriften aus seiner Feder bekannt sind. Wir können uns aus heutiger Sicht nicht vorstellen, unter welchen äusseren Bedingungen diese verbleibenden Werke entstanden

sind. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann in den 50er Jahren die Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften mit der kritischen Edition sämtlicher Werke. Von den geplanten 60 Bänden mit je 500 bis 600 Seiten sind bis heute 14 Bände erschienen.

Aus Anlass des 400. Geburtstages von Comenius fand in Prag Ende März dieses Jahres ein internationaler Kongress statt, an dem mehr als 600 Wissenschaftler teilnahmen. Die Konferenz stellte sich die Aufgabe, nach dem Erbe von Comenius und seiner Bedeutung für das 21. Jahrhundert zu fragen. Ist Comenius demnach mehr als eine respektable Gestalt in der Geschichte der Pädagogik? Hat er unserer Zeit oder gar der Zukunft etwas zu vermitteln? Einer der besten Kenner des comenianischen Werks im deutschen Sprachgebiet, der Bochumer Pädagogikprofessor Klaus Schaller, spricht von einer «merkwürdigen Aktualität», die uns aus den Schriften dieses bekannten-unk bekannten Europäers entgegentritt. In der Tat tauchen unvermutet eine Reihe von Pa-